

Kazimierz Rynkiewicz

ZUR BEGRÜNDUNG
DER „KULTUR
DES GEISTES“

Eine Analyse
zur Ontologie
des Bewusstseins

Wyższa Szkoła Filozoficzno-Pedagogiczna „Ignatianum”
Wydawnictwo WAM
Kraków 2010

© Wyższa Szkoła Filozoficzno-Pedagogiczna „Ignatianum”, 2010
ul. Kopernika 26 • 31-501 Kraków
tel. 12 62 93 420 • faks 12 42 30 038
wydawnictwo@ignatianum.edu.pl
<http://www.ignatianum.edu.pl>

Projekt okładki i stron tytułowych
Andrzej Sochacki

ISBN 978-83-7614-014-8 (Ignatianum)
ISBN 978-83-7505-711-9 (WAM)

WYDAWNICTWO WAM

ul. Kopernika 26 • 31-501 KRAKÓW
tel. 12 62 93 200 • faks 12 42 95 003
e-mail: wam@wydawnictwowam.pl
www.wydawnictwowam.pl

DZIAŁ HANDLOWY

tel. 12 62 93 254-256 • faks 12 43 03 210
e-mail: handel@wydawnictwowam.pl

KSIĘGARNIA INTERNETOWA

tel. 12 62 93 260, 12 62 93 446-447
faks 12 62 93 261
e.wydawnictwowam.pl

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkungen	9
Einleitung	11
Kapitel I	
„Ontologie des Geistes“	17
1. Einführung	17
2. Denken und Glauben als Hauptzüge des Geistes	18
2.1. Elementare Analyse von Denken und Erkennen	19
2.2. Andere Merkmale des Denkens aus philosophischer Sicht	22
2.3. Dreidimensionale Perspektive des Glaubens	26
3. Die Aktivität des Geistes fundierende Faktoren	38
3.1. Subjekthaftigkeit: Geist als Subjekt	39
3.2. Universalität: Begriffliches Erkennen	45
3.3. Bedingte Totalität	51
3.4. Sprachlichkeit	56
3.5. Selbstbestimmung aus Freiheit	62
4. Kritischer Ausblick	68
Kapitel II	
„Ontologie des Bewusstseins“	71
1. Einführung	71
2. Über das Bewusstsein schlechthin	73
2.1. Klassische Sicht	77
2.2. Modern-naturalistische Sicht	82
2.3. Phänomenologische Sicht	87
2.4. Das Problem des Unbewussten	92
3. Bewusstsein als Seele	96

4. Bewusstsein und Person	103
4.1. Das Selbst	107
4.2. Verantwortung als ethische Dimension des Bewusstseins	110
4.3. Sinn als religiöse Dimension des Bewusstseins	114
5. Bewusstsein und Gefühlsleben	118
6. Bewusstsein und Intentionalität	125
6.1. Klassische Auffassung der Intentionalität	126
6.2. Moderne Auffassung der Intentionalität	133
6.3. Intentionalität und fiktive Welt. Ein Versuch ontologischer Bestimmung	139
7. Bewusstsein aus Sicht des Leib-Seele-Problems	143
7.1. Dualismus	146
7.2. Materialismus	159
7.3. Biologischer Naturalismus	177
8. Kritischer Ausblick	181
 K a p i t e l III	
„Ontologie des Gehirns“	183
1. Einführung	183
2. Ursprünge der Hirnforschung	185
2.1. Primitive Annäherungen zum Gehirn	185
2.2. Der moderne Sprung in der Gehirnforschung	189
2.3. Ein Blick auf die „Struktur“ des Gehirns	193
2.4. Exkurs: Versuche an Tieren	198
3. Moderne Hirnforschung	201
3.1. Technischer Fortschritt bei der Hirnforschung	202
3.2. Mannigfache Bestimmung des Korrelats des Bewusstseins	207
3.3. Neurowissenschaft und Philosophie in Auseinandersetzung. Formulierung einiger Probleme	212
3.4. Quantenphysikalische Kritik am Verfahren der Neurowissenschaften	219
4. Physiologische Fundierung des Geistes	223
4.1. Repräsentationsproblem	225
4.2. Das Problem der Willensfreiheit	237

4.3. Ungelöste Frage nach der „subjektiven“ Kompetenz?	254
4.4. Das Mentale als Zugang zum Gehirn – Synchronizität	260
5. Relevanz des Gehirns für das Kulturleben des Geistes und deren Konsequenzen	263
5.1. Grundlegende praktische Folgen neuwissenschaftlicher Dominanz	269
5.2. Bedeutung sozialer Aspekte für die Entwicklung des Gehirns und Geistes	275
5.3. Hirnforschung als Herausforderung für eine philosophische Anthropologie	280
6. Kritischer Ausblick	287
Kapitel IV	291
Ontologie des Künstlichen Bewusstseins	291
1. Einführung	291
2. Physikalische Implementierung und kognitive Leistungsfähigkeit	292
2.1. Analogie zwischen Computer und Gehirn?	299
3. Kognitionswissenschaft: Künstliche Intelligenz und künstliches Bewusstsein	302
3.1. Künstliche Intelligenz	304
3.2. Künstliches Bewusstsein	308
4. Kommunikationstheorie	316
4.1. Zugang über die alltägliche Erfahrung und die begriffliche Bestimmung	316
4.2. Kybernetik und künstliche Intelligenz	319
4.3. Organisation und kommunikatives Handeln	323
4.4. Sprache und Bild in der Kommunikationstheorie. Konstruktivismus	328
4.5. Informationsverarbeitung	340
4.6. Elementare Orientierungskriterien intersubjektiver Kommunikation	343
5. Das Problem des Virtuellen	348
5.1. Virtuelle Realität	351
5.2. Virtuelle Gesellschaft. Kritischer Blick	357
5.3. Der virtuelle Mensch und das Problem von Schnittstellen	359

5.4. Science-Fiction-Problem und die virtuelle Welt	363
5.5. Ästhetische Erfahrung und die virtuelle Welt	368
5.6. Die realen Folgen von virtuellen Handlungen	371
6. Kritischer Ausblick	374
Epilog	377
Literaturverzeichnis	379

Einleitung

„[...] Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch [...]“
(Gen 1,28)

Dass der Mensch sich die Erde „unterwirft“, unabhängig von religiösen Überzeugungen, ist ein unbezweifelbares und nachprüfbares Faktum. Dadurch schafft er sich einen in der Natur fundierten Lebensraum, welchen man mit dem Begriff der Kultur adäquat auf den Punkt bringen kann. Der Mensch bildet also Kultur in verschiedenen Formen und Varianten, entweder als persönliche Kultur wie Sprache, Wissenschaft, Sittlichkeit, Religion oder als Sachkultur wie Kunst und Technik¹. Außer dieser subjektiven Perspektive des Kulturbegriffs gibt es noch eine objektive. Deshalb reden wir einerseits etwa von einer Kulturwelt, die dem menschlichen Geist in ihrer Ganzheit als Basis für seine Selbstverwirklichung dient. Andererseits sprechen wir von einer Scheinkultur, die sich gegen das Wesen des Menschen richtet, und von einer Subkultur, welche lediglich von geringer gesellschaftlicher Überzeugungskraft „getragen“ ist, weil sie mit deren allgemein geltenden Standards nur wenig gemeinsam hat und stattdessen Ablehnungssakzente setzen will. In dem Kontext ist auch das oft gebrauchte Wort „Zivilisation“ nicht zu übersehen. Während dieses Wort im deutschsprachigen Raum eher die äußere, materielle Kultur bezeichnet, erhält es in christlichen Kreisen zudem eine anthropologische Dimension, etwa als „Zivilisation der Liebe“.

Kultur ist in vielerlei Hinsicht aufs engste mit dem menschlichen Geist verknüpft. Deshalb handelt es sich in der vorliegenden

¹ Vgl. Vossenkuhl, W. (1997), 166. Der Begriff „Kultur“ (K) kommt vom lateinischen „colere“ und bedeutet „bauen“, „pflegen“ usw. Nur der Begriff der K im weiteren Sinne schließt Religion und Sittlichkeit ein, der Begriff der K im engeren Sinne steht dagegen beiden gegenüber.

Abhandlung, deren Ziel als Begründung der Geisteskultur formuliert wurde, nicht um den Begriff der Kultur als solchen, sondern um den des Geistes als Schöpfers der Kultur, der sich in den ihm zur Verfügung stehenden Lebensräumen bewegt und diese entweder verantwortungsvoll gestaltet oder sie missbraucht, indem er sie verschiedenen, nicht selten von ihm selbst verursachten zerstörerischen Faktoren preisgibt. Hier zeigt sich desgleichen der Horizont des Ästhetischen. Durch die Analyse des Geistes kann die Kultur freilich implizite erschlossen werden, zumal sie als Pflege und Ausbildung menschlicher Fähigkeiten über den bloßen Naturzustand hinaus begriffen wird, d.h. als Geistesbildung².

Jedes „Unterwerfen“ eines Seienden durch den Geist ist ein komplexer Prozess, welcher primär auf das menschliche Erkenntnisvermögen angewiesen ist. Bezogen auf den Begriff des Bewusstseins, in dessen Funktionen der Geist zur Erscheinung gelangt, können wir durchaus behaupten, dass das reflexive Bewusstsein uns ermöglicht, zwischen Ich, Akt und Objekt zu unterscheiden, uns gleichsam von ihnen zu distanzieren und nach gegenseitigen Beziehungen, nach logisch-formalem, erkenntnistheoretischem und ethischem Wert zu fragen. Unter all diesen Aspekten präsentiert sich die „Geisteskultur“ in ihrer ganzen Breite. Aufgrund der Leistungen des Geistes trägt sie seine Merkmale, erscheint in diversen Formen und will erfassbar bleiben. Die Prozedur des Erfassens kann allerdings auf zwei diametral verschiedenen Wegen vonstatten gehen. Angesichts der naturwissenschaftlich bedingten Verständnisprobleme von Lebensprozessen und mentalen Geschehnissen werden zum einen Versuche unternommen, mentale Prozesse auf physikalische Ereignisse zu reduzieren; es ist der Weg des sogenannten Naturalismus. Zum anderen wird behauptet, dass die lebensweltlichen Phänomene aus sich selbst zu deuten sind, weil sie ursprünglich sind. Im Klartext bedeutet das, mentale Phänomene lassen sich nicht auf naturwissenschaftlich aussagbare Wirklichkeiten reduzieren. Dieser Gegensatz wird also auf dem Gebiet des Bewusstseins sichtbar. Selbst wenn einige Aspekte des Bewusstseins sich mit den Methoden der Neurowissenschaften analysieren lassen, lässt sich das Bewusstsein selbst, so wie es jeder Mensch beim Wahrnehmen seiner alltäglichen Aufgaben versteht,

² Vgl. de Vries, J. (1996), 207.

nur subjektiv erfahren und wird deshalb „phänomenales Bewusstsein“ genannt. Das phänomenale Bewusstsein zeichnet sich durch phänomenale Qualitäten aus, welche keineswegs naturalistisch reduziert werden können³.

Beim Schaffen der Geisteskultur kommt also dem Geist und Bewusstsein – aus Sicht der Neurowissenschaften auch dem Gehirn – eine prinzipielle Bedeutung zu, so dass man mit Recht sagen kann, dass in diesen „Begriffen Geisteskultur generell begründet“ liegt. Ihre Auswirkungen gehen jedoch über die Grenzen dieser drei durch die Natur geprägten Begriffe hinaus und erweisen sich auf dem Gebiet der virtuellen Wirklichkeit als fruchtbar, also auf dem durch das künstliche Bewusstsein bzw. die künstliche Intelligenz gefassten Feld. Wollen wir dieses Feld angesichts der heute geltenden Lage sinnvoll abgrenzen, so kommen wir ohne Begriffe wie Computer oder Internet nicht mehr aus.

Da die Geisteskultur die Existenz des Geistes voraussetzt, muss der Geist einer Analyse unterzogen werden. Damit wird erst einmal die Geisteskultur begründet. Eine Analyse des Geistes lässt sich jedoch in der gegenwärtigen philosophischen Debatte ohne den Begriff des Bewusstseins und des Gehirns kaum durchführen, d.h. der Geist geht in den Funktionen des Bewusstseins und des Gehirns auf, bzw. ist auf diese angewiesen. Bewusstsein und Gehirn stellen ferner eine notwendige Voraussetzung für das künstliche Bewusstsein und die künstliche Intelligenz dar, deren Potenzial unentbehrlich ist, um eine virtuelle Wirklichkeit zu erzeugen. Dementsprechend ist die folgende Untersuchung aufgebaut, die auf die Erläuterung all dieser Entitäten abzielt. Als Hauptkriterium bei der Auswahl von Texten und Positionen gilt lediglich deren philosophische Überzeugungskraft, aktuelle Zweckmäßigkeit und methodische Eignung.

Im ersten Kapitel wird die Ontologie des Geistes analysiert. Dabei zeigt sich, dass den Akten des Denkens und Glaubens eine entscheidende Rolle zukommt. Deshalb werden sie als Hauptzüge des Geistes erforscht. Ferner wird deutlich gemacht, dass diese Akte in den Begriffen fundiert sind wie Subjekthaftigkeit, begriffliches Erkennen, Horizont des Ganzen, Sprachlichkeit, Selbstbestimmung aus Freiheit. Denken zielt auf das Erkennen von Gegenständen ab

³ Vgl. Rager, G. (2000), 9. Die phänomenalen Qualitäten werden „Qualia“ genannt.

(vgl. KrV B 1). Das Besondere am Denken ist, dass es einen diskursiven, reproduktiven, schöpferischen, logischen, kritischen, vernünftigen und abstrakten Charakter hat. Beim Glauben lässt sich hingegen eine dreidimensionale Perspektive nicht übersehen: „Ich glaube X“, „Ich glaube an X“ und „Ich glaube, dass X“.

Das zweite Kapitel befasst sich mit der Ontologie des Bewusstseins. Ziel der Analyse ist es, die innere Struktur des Geistes, die im Begriff des Bewusstseins fundiert liegt, zu erläutern. Dabei sind drei Sichtweisen entscheidend: die klassische, die modern-naturalistische und die phänomenologische. Damit wird nicht nur eine epistemologische Grundlage entworfen, wo phänomenologische Akzente (vor allem) im Sinne Husserls gesetzt werden, sondern auch eine naturalistische. Mit dem Problem des Bewusstseins hängt das des Unbewussten zusammen; das kommt im Begriff „Verbindungsprinzip“ zum Vorschein. Bewusstsein, das ein Teil der verantwortlich handelnden und religiös ausgerichteten geistigen Person ist, besagt im engeren Sinne eine Art Begleitwissen um das eigene seelische Sein und um seine augenblicklichen Befindlichkeiten. Das intentional aufgebaute Denken des menschlichen Geistes erhält durch Gefühle eine typische Färbung, was auch für den Umgang mit fiktiven Gegenständen bedeutsam ist. Die Erörterung des Bewusstseins aus Sicht des Leib-Seele-Problems greift die vier folgenden Begriffe auf: Dualismus, Materialismus, Idealismus und Neutralen Monismus.

Im dritten Kapitel wird die Ontologie des Gehirns erforscht. Das Erfordernis dieser Erforschung ergibt sich aus den Ansprüchen, die von einem materialistischen Standpunkt aus erhoben werden. Die These, dass das Gehirn der Ort sei, auf dem bewusste Erlebnisse, Gedanken und Gefühle entstehen, wird schon in der Antike vertreten. Der moderne Sprung in der Gehirnforschung lässt sich im 16. Jh. vermerken und ist durch die ersten Analysen des Gehirnninneren gekennzeichnet. Seit dem 19. Jh. existieren deutliche empirische Belege, dass kognitive Fähigkeiten und emotionale Reaktionen auf das Vorhandensein von Gehirnarealen angewiesen sind. Der sich dem technischen Fortschritt verdankende Einblick in die Struktur des Gehirns zeigt auf, dass das Gehirn – als neuronales Korrelat des Bewusstseins (NCC)⁴ – ein flexibles dynamisches Kerngefüge ist und eine Art

⁴ NCC = Neuronal Correlat of Consciousnes.

„neuronale Plastizität“ darstellt, wobei dem sogenannten Bindungsproblem eine entscheidende Rolle zukommt. Trotz der quantenphysikalischen Kritik am Verfahren der Neurowissenschaften lässt sich die physiologische Fundierung des Geistes kaum in Frage stellen, und sie wird unter anderem durch den Begriff der Repräsentation beleuchtet. In dem Kontext sind das Problem der Willensfreiheit und deren Auswirkungen auf Handlungen sowie das Erfordernis der Handlungen für kulturelles Schaffen zu beachten. Durch den Begriff „Synchronizität“ wird hervorgehoben, dass das Mentale den Zugang zum Gehirn ermögliche, was aber für das Kulturleben des Geistes relevant sei. Durch ihre innovativen Ansprüche, die sich vom klassischen Menschenbild verabschieden, stellt die Hirnforschung auch eine Herausforderung für die philosophische Anthropologie dar.

Im vierten Kapitel wird schließlich die Ontologie des künstlichen Bewusstseins untersucht. Durch die Untersuchungen des künstlichen Bewusstseins, die vor allem im 20. Jh. einen Riesensprung gemacht haben, eröffnet sich der Weg zur virtuellen Welt, die als mittelbares Erzeugnis der Kultur des menschlichen Geistes gilt. Alle kognitiven Funktionen des menschlichen Geistes sind in einer physischen Hardware implementiert. Seit Jahren profitieren Computer-Konstrukteure von den Ergebnissen der Hirnforschung. Das offenbart sich in den Forschungen zur künstlichen Intelligenz und zum künstlichen Bewusstsein, die den Aufbau einer fruchtbaren Kommunikation fördern. Da Kybernetik ihre Leistungen sowohl im Bereich von anderem Lebewesen als auch in dem von Menschen erbringt, kommt auch ihr im kommunikativen Handeln eine besondere Rolle zu. Sprache und Bild stellen dabei zwei grundlegende Entitäten dar und ermöglichen die Informationsverarbeitung. Zwischen dem Möglichen und dem Wirklichen ist das Virtuelle zu positionieren. Die virtuelle Realität bezeichnet die von Computern erzeugte und kontrollierte Umgebung für die Mensch-Maschine-Kommunikation und ermöglicht den Zugang zu virtuellen Welten. Diese erscheinen in verschiedenen begrifflichen Gewändern, sind mit dem Science-Fiction-Bereich verknüpft und ziehen reale Folgen nach sich.

Kapitel I

„Ontologie des Geistes“

„Wenn man behauptet, dass der Mensch sich des Denkens immer bewusst sei, so frage ich, woher man das weiß? Bewusstsein ist die Wahrnehmung dessen, was im eigenen Geist eines Menschen vorgeht [...]“⁵.

1. Einführung

Nicht nur für Locke, sondern auch für Leibniz ist die erstaunlichste Tätigkeit des Geistes ein mit dem Denken zusammenhängendes Faktum: „*Wenn ich denke, dass ich denke, und beim Denken dies selbst wieder bemerke, dass ich über meine Gedanken denke, und kurz darauf mich über diese dreifache Reflexion wundere*“ (vgl. SB VI 3, 516). Mit dieser Behauptung werden zwei essentielle Begriffe in den Vordergrund gerückt, nämlich Denken und Bewusstsein. Denken gehört zu den grundlegendsten Aktivitäten des menschlichen Geistes, welche dank dem Bewusstsein wahrgenommen werden können; es stellt das charakteristische Merkmal des Geistes dar. Und das Bewusstsein ist – mit Descartes gesprochen – „*denken und über seine Gedanken reflektieren*“. Dabei ist das „*cogito, ergo sum*“ mit der Gewissheit „*sum res cogitans*“, ich bin ein Ding, das denkt, gleichzusetzen (vgl. Med. VI, 17f).

Da der Mensch denkt, so weiß er desgleichen, dass er in seinem Denken nur auf eine begrenzte Art und Weise verfahren kann. Das heißt, er erfährt seine Begrenztheit nicht nur als Mensch oder menschlicher Körper, von dem die Psychologie handelt, sondern auch als metaphysisches Subjekt oder philosophisches Ich – wollen wir uns der Termini eines Wittgensteins bedienen. Ferner behauptet

⁵ Locke, J. (2000), Buch II, Kap. I, §19.

Wittgenstein, das metaphysische Subjekt sei die Grenze, nicht Teil der Welt. Obwohl damit vorab gemeint ist, dass die Philosophie keine Naturwissenschaft ist, und dass alles, was sich über die Welt sagen lässt, die Sätze der Naturwissenschaft sind (dort ist das philosophische Ich nicht zu finden), wird hier implizite auch die Begrenztheit des Menschen auf den Punkt gebracht: „*Der Mensch kann sein Auge nicht sehen*“ (vgl. TLP 5.641, 5.633f).⁶

Angesichts dieser Beschränktheit „glaubt“ der Mensch, dass er etwa blaue Augen hat, mit denen er die Welt um sich herum sehen kann. Entweder hält er diese Tatsache für wahr im Sinne einer praktischen Gewissheit, oder er ist auf die Annahme einer dieses Faktum bejahenden Aussage anderer Menschen angewiesen, d.h. auf deren Wort. Der so begriffene Akt des Glaubens gilt daher – neben dem Akt des Denkens – auch als eine „Leistung“ des menschlichen Geistes⁷.

Im folgenden Kapitel werden diese beiden Akte bündig erforscht, ferner soll nach deren Fundierung gefragt werden. Diese hängt mit folgenden Begriffen zusammen: Subjekthaftigkeit, begrifflichem Erkennen, Horizont des Ganzen, Sprachlichkeit und Selbstbestimmung aus Freiheit.

2. Denken und Glauben als Hauptzüge des Geistes

Die Leistungen menschlichen Geistes erschöpfen sich offenbar nicht in Denken und Glauben allein. Das Spektrum der Tätigkeit des Geistes geht eindeutig über diese beiden Akte hinaus. Bereits in unserem Alltag begegnen wir also einer Menge von anderen Akten: Wir wollen etwas, wir fühlen etwas, wir sind überzeugt von etwas, wir meinen etwas usw. All diese Akte sind jedoch mehr oder weniger mit dem Denken und Glauben verknüpft, so dass diese letzteren gewissermaßen als Hauptzüge des Geistes angesehen werden können. Denn es gibt etwa kein Wollen an sich: Wenn ich etwas will, muss ich schon wissen, was ich will; d.h. auf der theoretischen Ebene des Denkens muss sich schon die Bestimmung des Objekts meines Wollens vollzogen haben⁸.

⁶ Natürlich sehen wir hier von der Situation ab, in der sich der Mensch dabei eines Mittels (etwas eines Spiegels) bedient.

⁷ Vgl. de Vries, J. (1996), 149f.

⁸ Es gibt offenbar Fälle, wo wir sagen: „Ich weiß nicht, was ich will“. Sie interessieren uns hier jedoch nicht.

2.1. Elementare Analyse von Denken und Erkennen

Wenn der Geist den Blick nach innen auf sich selbst richtet und seine eigenen Tätigkeiten betrachtet, so ist das erste, was ihm entgegnet, das Denken, schreibt Locke⁹. Wahre Gedanken und wissenschaftliche Einsicht sind – so Hegel – nur in der „Arbeit“ des Begriffs zu gewinnen. Diese Arbeit ist die Aufgabe des Verstandes, der das Denken, das reine Ich überhaupt ist (vgl. PG 15f, 48f). Für Kant fängt das Denken mit der Erfahrung von Gegenständen an; es zielt auf deren Erkenntnis ab (vgl. KrV B 1). Alles, was als Gegenstand unserer Erkenntnis erscheint, wird selbst (mittelbar oder unmittelbar) ein Teil unseres Lebens¹⁰. Bereits ein einfaches alltägliches Beispiel kann uns dies verdeutlichen: *„Meine Mutter sagt zu mir: Denke daran, dass du krank bist, und dass du morgen unbedingt zu einem Arzt gehen musst“*. Von der Stellungnahme zur Ermahnung meiner Mutter hängt es im Endeffekt ab, ob bei mir die „Kultur des Geistes“ feststellbar ist. Mit anderen Worten: Wenn ich mich richtig entscheide, dann kann man bei mir von der „Kultur des Geistes“ sprechen, weil der Geist das für mich Richtige gewählt hat, mithin das, was meine Gesundheit fördert.

Meiner Mutter geht es in erster Linie um das schlichte *„Erkenne dich selbst!“* (vgl. Platon, Protagoras 343b). Denn sie wünscht sich, dass ich meinen eigenen Zustand erkenne und dementsprechend handle. Dabei geht es jedoch nicht um das Wahrnehmen von psychischen Empfindungen, so dass ich etwa aufgrund der inneren Erfahrung zur Überzeugung komme, dass ich krank bin. Diese innere Erfahrung ist offenbar nicht hinreichend, weil sie keine „zwingende“ Maßnahme darstellt: Selbst wenn ich auf diesem Weg zu der Ansicht kommen würde, dass ich mich in einem krankhaften Zustand befinde, weil ich z.B. hohe Fieber oder Kopfschmerzen habe, müsste ich mich doch nicht unbedingt für einen Arztbesuch entscheiden. Ich könnte gleichwohl darauf verzichten, um etwa meinen Arbeitsplatz nicht zu gefährden. Erst in einem Überlegungsverfahren gelange ich zu einer hinreichend begründeten Ansicht, dass ich krank bin und folglich einen Arzt besuchen sollte, weil das Gegenteil unvernünftig und für meine Gesundheit gefährlich wäre.

⁹ Locke, J. (2000), Buch II, Kap. XIX, §1.

¹⁰ Vgl. Johannes Paul II, FR 1.

Erkennen ist ein komplexer Prozess und besteht aus mehreren Phasen. So gehen dem Urteil die Akte des Erfassens wie z.B. *Relationseinsicht*, *Begriffsbildung* und *Schlussfolgerung* voraus. Diese Akte führen zu einer *Stellungnahme*, die mit einem *Urteil* beendet wird. Verbleiben wir weiterhin bei unserem Beispiel, dann heißt das: Aufgrund meines geistigen Vermögens versuche ich vorab einen Einblick zu gewinnen, inwiefern ich tatsächlich krank bin. Dazu ist es erforderlich, zwischen einem empirischen und einem transzendenten Subjekt zu differenzieren. Einerseits stehe ich da als empirisches Ich, das in vielfältiger Weise der Gegenstand äußerer und innerer Erfahrung werden kann, andererseits als transzendentes Ich, das nicht der Gegenstand der Erfahrung, sondern deren Subjekt und Bedingung ist. Diese kantische Differenzierung ist hier ausschlaggebend¹¹. Im Verlaufe des Erkenntnisprozesses werden unbedingt Begriffe gebildet, was zum Erfassen der den Sinnen unzugänglichen „Washeit“ der Erkenntnisobjekte führt. Während *ursprüngliche Begriffe* (Erstbegriffe) aufgrund äußerer oder innerer Erfahrungsgegebenheiten gebildet werden, werden *abgeleitete Begriffe* (Zweitbegriffe) hingegen in bewusstem diskursivem Denken erarbeitet. Die Zweitbegriffe entstehen also dadurch, dass ich aus mehreren vorher gewonnenen Begriffen das ihnen Gemeinsame durch Vergleich und Relationserfassung heraushebe¹². So bilde ich mir etwa die Begriffe „Kranksein“ und „Gesundwerden“, um sie anschließend zu vergleichen und in einer Relation zueinander zu erfassen. In dem Kontext stelle ich fest, dass der Begriff „Gesundwerden“ dem Begriff „Kranksein“ gegenüber zu bevorzugen ist, weil er mir erstrebenswerter als jener erscheint. Die Folge davon ist, dass während ich hinsichtlich des ersteren Begriffs eine positive Einstellung annehme (ich will gesund werden), bezüglich des zweiten dagegen ernsthafte Bedenken äußere (ich will nicht mehr krank sein). Diese Position, mit der ich dem Begriff des Gesundwerdens „huldige“, ergibt sich nicht zuletzt als Resultat meines Nachdenkens, das erst in einem Syllogismus plausibel aufgeht. Mit dem Blick auf Aristoteles können wir dies wie folgt in Worte fassen: *„Ich habe kein Geld und brauche ein Auto; der VW Golf ist ein Auto; was ich brauche, ist zu*

¹¹ Vgl. Anzenbacher, A. (2002), 119.

¹² Vgl. Willwoll, A. (1996), 41f.

kaufen; der VW Golf ist zu kaufen; ich muss eine Arbeit finden; ich will gesund werden“ (vgl. LvS, Kap. I f)¹³.

Jeder Denkens- bzw. Erkennensprozess wird mit einem Urteil über einen Sachverhalt abgeschlossen. Das Urteil ist der zentrale Akt menschlicher Erkenntnis. Als einfaches Urteil gilt etwa Folgendes: *„Der VW Golf ist ein gutes Auto“*. Wir können aber auch ein zusammengesetztes Urteil formen: *„Ich kaufe den VW Golf, wenn ich wieder gesund bin und eine Arbeit finde. ... Ich werde also auf meine Mutter hören und morgen einen Arzt besuchen.“* Alles Denkverfahren muss irgendwo ansetzen. Aus Sicht der philosophischen Tradition eröffnen sich uns drei grundsätzliche Möglichkeiten, die von verschiedenen Ansatzpunkten her den gleichen Gesamtzusammenhang entfalten, nämlich *seinsphilosophische*, *ichphilosophische* und *geistphilosophische*: (1) Wenn ich im Verlaufe meines Denkprozesses von den Erscheinungen aus nach dem Sein frage, das den Erscheinungen zugrunde liegt, so frage ich nach den Bedingungen der Möglichkeiten der Erfahrung im Nicht-Ich. Es ist also eine *aristotelische Position*, und sie ist primär ontologisch orientiert; (2) Setze ich dagegen meine Frage bei dem Ich als Subjekt aller Erfahrung an, d.h. ich frage nach den Bedingungen der Erfahrung im Ich bzw. im Subjekt, dann folge ich *Kant*, und meine Verfahrensweise ist in erster Linie transzendental ausgerichtet; (3) Entscheide ich mich schließlich dafür, die Bedingungen der Erfahrung von der Idee her zu erfassen, mithin Sein und Ich (zusammen) vom Absoluten her zu denken, so bin ich ein *Hegelianer*.

Denken ist die Handlung, eine gegebene Anschauung auf einen Gegenstand zu beziehen, sagt Kant (vgl. KrV B 304). Der Mensch begegnet im Verlaufe seines Lebens unzähligen Gegenständen, mit denen er geistig quasi „verkehr“, würde Ingarden sagen. Die geistige Aktivität des Verstandes richtet sich nach vielfältigen Situationen und grundlegenden Bedürfnissen des Menschen aus. Das hat z.B. Locke eingeleuchtet, wenn er die Formen des Denkens streng mit dem Blick auf die Vielfalt alltäglicher Situationen behandelt. So

¹³ Vgl. auch Ricken, F. (1998), 96. Hier sehen wir von den im Hinblick auf den Begriff „Syllogismus“ (S) durchzuführenden Differenzierungen ab. Es sei nur Folgendes angedeutet: (1) Polysyllogismus – S, der mehr als zwei Vordersätze besitzt; (2) Prosylogismus (P) und Episyllogismus (E) – wenn zwei einfache S so zusammengefügt werden, dass der Schlusssatz des einen der Vordersatz des andern ist, dann heißt der erste Teil P, der zweite E (vgl. Brugger, W. [1996], 334).

spricht Locke von „*Sensation*“, wenn die Wahrnehmung dem Geist eine besondere durch die Sinne vermittelte Idee liefert. Wenn die gleiche Idee wieder auftaucht, ohne dass derselbe Gegenstand auf das äußere Organ einwirkt, so haben wir es mit einer *Erinnerung* zu tun. Sollte der Geist diese Idee aufsuchen, mit Anstrengung finden und sich wieder vor Augen führen, dann sprechen wir von einer *Besinnung*. Dauert die Besinnung auf die Idee eine lange Zeit an und wird vom Geist sorgfältig festgehalten, so liegt eine *Betrachtung* vor. Wenn die sich von selbst darbietenden Ideen vom Geist beachtet und gleichsam im Gedächtnis aufgenommen werden, so ist das *Aufmerksamkeit*. Heftet der Geist schließlich mit vollem Ernst seinen Blick auf eine bestimmte Idee und betrachtet sie allseitig, wird dieses Geschehen *Studium* genannt¹⁴.

Diese Formen des Denkens haben jedoch einen empirischen Hintergrund und erweisen sich deshalb allein für einen philosophischen Diskurs als nicht zufriedenstellend.

2.2. Andere Merkmale des Denkens aus philosophischer Sicht

Selbst wenn Lockes Denkensmodi an sich von höchster Bedeutung sind, können sie freilich nur die alltäglichen Bedürfnisse stillen und sind insofern für eine ganzheitliche wissenschaftliche philosophische Erwägung nicht hinreichend. Die Folge davon ist, dass wir nach einem anderen Systematisierungskriterium zu suchen „gezwungen“ sind, durch welches einerseits der Charakter des Denkverfahrens exakter hervorgehoben, andererseits das philosophische Profil der Sprache deutlicher erkennbar werden kann. Dazu erstreben wir keine erschöpfende Analyse. Es soll nur auf die Begriffe eingegangen werden, welche in philosophischem gegenwärtigem Sprachgebrauch am häufigsten auftreten, bzw. als grundlegend angesehen werden können. Gemeint sind also folgende Begriffe: diskursives, reproduktives, schöpferisches, logisches, kritisches, vernünftiges und abstraktes Denken.

Der diskursive Charakter des Denkens zeigt sich im Weiterschreiten und Suchen nach jeweils neuen Einsichten und wird insbesonde-

¹⁴ Vgl. Locke, J. (2000), Buch II, Kap. XIX, §1.

re im Kontext des Philosophiebegriffes klar erfassbar. Dies hat etwa Platon im Dialog „*Staat*“ treffend auf den Punkt gebracht. Nach Platon dürfen die Philosophen nicht bei den vielen Einzeldingen, die für Seiendes gehalten werden, stehen bleiben. Vielmehr müssen sie stets weitergehen, ohne sich verblenden zu lassen, und ihre Liebe findet erst Erfüllung, wenn sie mit der Kraft der Seele die Natur selbst eines jeden Seienden aufgefasst haben (vgl. *Staat* VI, 484–490). Dieses Weitergehen des Geistes bedeutet nichts anderes als ein unermüdliches Streben und Suchen nach neuen Einsichten in das Seiende, das jeweils nach aktuellen Maßstäben interpretiert werden muss. Dabei fordert nicht nur das Seiende den Geist heraus, sondern der Geist stellt auch für sich selbst eine dauernde Aufgabe dar. Die Akzeptanz dieser Konstellation kann den „Tod der Philosophie“ aufhalten.

Der Geist ist dadurch gekennzeichnet, dass er sich – offenbar im „Gesundzustand“ – nicht innerhalb eines einzigen Bereichs einschließen lassen will. Beim Umgang mit Seiendem strebt er vielmehr wesenhaft immer nach vielfältigen neuen Perspektiven. Dadurch wird nicht nur die Pluralität von Denkinhalten selbst gesichert, sondern auch der Versuch, deren logische Sinnbeziehungen zueinander zu erfassen. Wenn dieses Erfassen sich als nachschaffendes Verstehen vollzieht, wird es auch *reproduktives Denken* genannt. Das reproduktive Denken besteht also darin, dass eine bestimmte anerkannte Wahrheit im Kontext anderer Denkinhalte „reproduziert“ wird. Mit anderen Worten: Das Alte wird im Lichte des Neuen interpretiert. Im Fall der Philosophie handelt es sich freilich um eine kritische Reproduktion, die mit einer Überprüfung aufgrund der in einer Zeitperiode geltenden Kriterien gleichzusetzen ist. Philosophie hat in ihrer langen Tradition schon immer von diesem methodischen Verfahren Gebrauch gemacht. So schreibt etwa Aristoteles in seiner Abhandlung „*Über die Seele*“, dass er die Ansichten aller früheren Philosophen mit heranziehen will, die etwas über die Seele geäußert haben. Das zutreffend Gesagte will er übernehmen und das Gegenteil meiden (vgl. ebd., Buch V, Kap. II, §2). Eine andere Art reproduktives Denken entdecken wir im Zusammenhang mit Begriffen wie Neuplatonismus, Neukantianismus oder Neupositivismus. Hier wird auf der Grundlage der jeweiligen Position „weitergebaut“.

Beim reproduktiven Denken bleibt der Geist jedoch nicht stehen; dies erlauben ihm seine schöpferischen Veranlagungen nicht. Viel-

mehr will er *schöpferisch* voranschreiten. Auf die Schöpferkraft des Geistes ist deshalb der ständige, sich jeweils in neuen Lösungen offenbarende Fortschritt der Menschheit zurückzuführen. Selbst wenn alle Gebiete menschlichen Lebens davon betroffen sind, ist das Ausmaß neuer Lösungen vielleicht heute am deutlichsten im Kommunikationsbereich feststellbar: Wir müssen etwa weder große Strecken mit einer Kutsche zurücklegen noch zwei Monate auf eine Nachricht von einem Bekannten warten, der auf einem anderen Kontinent lebt. Dank der Entwicklung der Flug- und Internet-Technik bleibt uns dies eben erspart. Auf dem Gebiet der Philosophie wirkt sich jedoch das schöpferische Denken etwas anders aus. Denn die Philosophie kann das Feld, auf dem sie ihre Analysen durchführt, nicht so einfach wie die Einzelwissenschaften reduzieren. Sie muss vielmehr stets *alle vier kantischen Fragen* vor Augen haben: (1) Was kann ich wissen? (2) Was soll ich tun? (3) Was darf ich hoffen? (4) Was ist der Mensch? (vgl. AA IX, 24f). Je mehr all diese Fragen von einem jeweils anderen Standpunkt aus erörtert werden, umso größer wird der Spielraum für das Schöpferische: Man denke etwa an die klassischen Begriffe wie Seinsphilosophie, Transzendentalphilosophie oder Geistphilosophie.

Schöpferisches Denken ist zugleich *selbständiges Denken*, weil es durch die logischen Gesetzmäßigkeiten des freien Subjekts geprägt wird. Nach Wittgenstein ist der Zweck der Philosophie die logische Klärung der Gedanken; die Philosophie ist keine Lehre, sondern eine Tätigkeit. Ein philosophisches Werk besteht wesentlich aus Erläuterungen. Das Resultat der Philosophie sind nicht philosophische Sätze, sondern das Klarwerden von Sätzen. Die Philosophie soll trübe und verschwommene Gedanken klar machen und abgrenzen (vgl. TLP 4.112). Damit macht Wittgenstein deutlich, dass logisches Verfahren für die Philosophie bedeutsam ist. Am Vorhandensein bzw. Nicht-Vorhandensein eines solchen Verfahrens entscheidet sich, ob die Philosophie ihre Aufgabe, die logische Klärung der Gedanken, bewältigen kann. Der Bewältigung dieser Aufgabe liegt offenbar eine natürliche Befähigung des Geistes zu *logischem Denken* zugrunde, dessen Struktur in den Prinzipien der Logik fundiert ist. Die Prinzipien der Logik erscheinen uns auf drei grundlegenden Wegen: (1) in der auf Aristoteles zurückgehenden formalen Logik, die sich mit der Folgerichtigkeit des Denkens befasst (vgl. Kat.); die formale Logik hat sich im 19. Jh. zur mathematischen Logik (Logis-

tik) entfaltet;¹⁵ (2) in der transzendentalen Logik Kants, welche die apriorischen Bestimmungen des Verstandes und der Vernunft klären will (vgl. KrV B 74f); und (3) in der dialektischen Logik Hegels, deren Anliegen es ist, die transzendentalen Bestimmungen des Verstandes und die ontologischen Bestimmungen des Seins dialektisch zusammenzudenken (vgl. WW IV, 45f)¹⁶.

Durch die Aufstellung logischer Grundsätze wird das *kritische Verfahren* des denkenden Geistes erheblich gestützt. Dieses Verfahren ist insbesondere beim Vollzug der Erkenntnisakte erforderlich. Aufgrund einer kritischen Einstellung konnte etwa Kant seine „*kopernikanische Wende*“ meistern, d.h. Rationalismus und Empirismus zu einer höheren Einheit bringen. Hier seien nur zwei Elemente angesprochen: In einem kritischen Verfahren zeigt Kant einerseits klar, dass nicht unsere Erkenntnis sich nach den Gegenständen richten soll, sondern umgekehrt die Gegenstände nach unseren Erkenntnismöglichkeiten. Das bedeutet: Nicht das Objekt bestimmt das Subjekt, sondern das Subjekt bestimmt sein Objekt (vgl. KrV B XVI f). Andererseits weist der Philosoph aus Königsberg auf, dass unsere Erkenntnis erst in der Verknüpfung von Anschauung und Denken, bzw. von Sinnlichkeit und Verstand, zustande kommt: Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Nach Kant können also Begriffe des Verstandes nur auf Inhalte sinnlicher Anschauung angewendet werden, d.h. Begriffe vermögen einen Gegenstand der Erkenntnis nur dann zu erzeugen, wenn sie ein entsprechendes Material der Anschauung zugeliefert bekommen (vgl. KrV B 74).

Dass das kritische Denken in *der Vernunft* begründet liegt, und dass es grundsätzlich ein vernünftiges Denken ist, versteht sich von selbst¹⁷. Dies wird uns von Kant glänzend gezeigt, indem er seine Werke unter anderem als „Kritik der reinen Vernunft“ und „Kritik der praktischen Vernunft“ betitelt. In der „Metaphysik der Sitten“ gebraucht Kant in dessen den Terminus „*animal rationale*“. Der Mensch wird dadurch

¹⁵ Vgl. Bochenski, J.M. (1993), 86f.

¹⁶ Für Hegel ist die Logik auch als das System der reinen Vernunft, als das Reich des reinen Gedankens zu fassen, wobei dieses Reich die Wahrheit ist, wie sie ohne Hülle an und für sich selbst ist, also Gott.

¹⁷ Natürlich gibt es auch Fälle, wo jemand kritisch aber zugleich unvernünftig denkt, d.h. seine kritische Denkweise lässt sich nicht nachvollziehen, weil sie an der Sache vorbeigeht.

in der Beziehung zur Natur betrachtet – im Unterschied zu dem Menschen als Subjekt einer moralisch-praktischen Vernunft (vgl. MS 434f). Die Relevanz der Vernunft kommt anschaulich bereits in unserer Alltagssprache zum Vorschein: Wir sagen z.B.: „Könntest du nicht einmal vernünftig handeln?“ oder: „Sei bitte vernünftig!“ Das Rationale spielt überdies in der Debatte über den Personbegriff eine wesentliche Rolle. So definiert etwa Boethius die Person als „*naturae rationalis individua substantia*“¹⁸. Dieser Begriff wird auch von Thomas von Aquin übernommen (vgl. S. th. I 29, 1). In dem Kontext können wir erneut auf Locke zurückgreifen, nach dem der Terminus „Person“ für ein denkendes, verständiges Wesen steht, das Vernunft und Überlegung besitzt und sich selbst als sich selbst betrachten kann¹⁹. Schließlich akzentuiert der *aristotelische Begriff der Seele* die Einheit des Menschen als eines animalischen, vernünftigen, sozialen, moralischen und politischen Wesens (vgl. Über die Seele II 3, 414b).

Die letzte Eigenschaft des Denkens aus philosophischer Sicht, die wir im vorliegenden Abschnitt erwähnen, ist mit dem Begriff der Abstraktion verbunden. Zur vollkommenen Erkenntnis der Natur eines innerweltlichen Dinges gelangt unser Verstand nur mühsam durch die sinnlich gegebenen Akzidenzien, so Thomas von Aquin (vgl. S.c.g. IV, 1). Um die Natur eines Dinges zu erfassen, muss sie der Verstand zuerst gedanklich aus einem Ganzen, d.h. aus diesem Ding herauslösen. Und der Prozess dieser Herauslösung wird Abstraktion genannt. Das menschliche Denken ist also ein *abstraktes* Denken, welches dem Geist erlaubt, das substantielle Wesen aus den wahrnehmbaren Akzidenzien zu erkennen (vgl. De ente et essentia c 5 [6] n 25).

Da ich denken kann, „glaube“ ich, dass dieses Wesen auch im Hinblick auf das Gedachte durchaus anders sein könnte.

¹⁸ Boethius, A.M.S. (1988), 74.

¹⁹ Vgl. Locke, J. (2000), Buch II, Kap. XXVII, §9.